



# LEVIATHAN

BERLINER ZEITSCHRIFT FÜR SOZIALWISSENSCHAFT



HERAUSGEGEBEN VON JENS ALBER, ULRICH BRÖCKLING,  
HUBERTUS BUCHSTEIN, ROLAND CZADA, CHRISTOPH DEUTSCHMANN,  
BODO VON GREIFF, HARTMUT HÄUSSERMANN, HANS JOAS, HELMUT KÖNIG,  
SIGHARD NECKEL, FRANK NULLMEIER, GERTRUD NUNNER-WINKLER,  
BARBARA RIEDMÜLLER, DIETER SENGHAAS

*Dieter Senghaas: Der Leviathan in diesen Zeiten ■ Stephen Mennell: Auf Mythenjagd in Amerika ■ Hartwig Berger: Gerechtigkeit im Klimawandel ■ Uwe Becker: Was ist dran am skandinavischen Modell? ■ Peter Wehling: Selbstbestimmung oder sozialer Optimierungsdruck? ■ Almut Birenheide: Herr und Knecht – die Ambivalenzen der Selbstunternehmung ■ Alfons Söllner: Hannah Arendts Wanderungen durch die politische Ideengeschichte*

**2/2008**

**VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN**

[www.leviathan-digital.de](http://www.leviathan-digital.de)

*Stephen Mennell*

## Auf Mythenjagd in Amerika

*Zur Verabschiedung einiger gängiger Ansichten über die amerikanische Zivilisation\**

### *Mythen und andere falsche Ansichten*

Nicht nur Soziologen, eigentlich alle Sozialwissenschaftler und Historiker sind „Mythenjäger“: Sie spüren gängige, aber unbegründete Ansichten auf, um sie zu erlegen.<sup>1</sup> Es ist zwar durchaus fraglich, ob es reicht, Mythen dadurch ein Ende zu bereiten, dass Akademiker ihnen mit Gegenbeweisen zu Leibe rücken und sie dann wie Trophäen nach Hause an die Universitäten tragen, um sie dort in den Fakultäten an die Wände zu pinnen. Dennoch ist es unsere Pflicht, solche Ansichten zu hinterfragen und eine Debatte mit denjenigen aufzunehmen, die diese Mythen im „Großwildrevier“ der öffentlichen Meinung am Leben erhalten möchten.

Im Folgenden geht es um Amerika und die Mythen über die Amerikaner.<sup>2</sup> Dazu wird ein großer Bogen über die Entwicklungsgeschichte der Vereinigten Staaten seit den ersten europäischen Siedlungen geschlagen. Beginnen wir mit der Befragung von drei weit verbreiteten Ansichten, die sich womöglich als eine zusammenhängende Mythe erweisen.

Da gibt es zunächst die geläufige Annahme, wonach die USA im Kern europäisch sind, ja eine, wie Louis Hartz es ausdrückte, „fragment society“,<sup>3</sup> eine Teilgesell-

\* Deutsche Druckfassung der 20. Tim Curtis Memorial Lecture der University of Central Lancashire Preston.

Übersetzt von Marianne Wagner.

1 Norbert Elias, 2006: Was ist Soziologie?, Gesammelte Schriften Bd. 5, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 62-91.

2 Dass man unter „Amerika“ gewöhnlich fast ausschließlich die USA meint, ist Teil ihres Mythos’.

3 Louis Hartz, 1964: *The Founding of New Societies: Studies in the History of the United Sta-*

schaft Europas – und dass die Amerikaner folglich „Leute wie du und ich“ seien. Besonderer Einfluss hat diese Vorstellung im Vereinigten Königreich, weil die Amerikaner (zumindest die meisten) nun mal Englisch sprechen, und weil dies offenbar schon die meisten Briten davon überzeugt, dass „Europäer“ ihnen viel „fremder“ sind als Amerikaner (wegen der *Special Relationship* – der besonderen Beziehungen zwischen dem Vereinigten Königreich und den Vereinigten Staaten – auch hier handelt es sich wieder um einen Mythos, dem dringend einmal nachgespürt werden müsste.) Natürlich waren die USA anfangs ein Stück Europa, das sich vor zweihundert Jahren losriss und politisch verselbständigte. So verhielt es sich aber auch mit den Ländern, die heute als „Lateinamerika“ bezeichnet werden, bei denen wir immer noch dazu neigen, sie von ihrem ganzen Charakter her als entschieden un-europäisch zu betrachten.<sup>4</sup> Charles Jones hat in seinem jüngst veröffentlichten Buch *American Civilization*<sup>5</sup> auf diese Besonderheit aufmerksam gemacht und dargelegt, dass die USA, anders als wir meist denken, im Grunde viel stärker Lateinamerika ähneln und viel weniger Westeuropa. Tatsächlich stammt die Unterscheidung zwischen einem „Latein-“ und „Anglo-“Amerika erst aus der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Vereinfacht gesagt, Jones erkennt in seiner vielschichtigen Erörterung, dass die USA mit den südlichen Nachbarn ihrer Hemisphäre etliche geschichtliche Erfahrungen teilen, aufgrund derer ihre Gesellschaften bestimmte Merkmale miteinander gemein haben, die sie wiederum in gewissem Maße von Westeuropa unterscheiden. Hierzu gehören das Vermächtnis aus Eroberung und Sklaverei (beide haben zu Rassenproblemen und Rassismus als charakteristischen Zügen der amerikanischen Gesellschaften beigetragen), eine ausgeprägte Religiosität sowie ein relativ hohes Gewaltvorkommen. Hinzuzufügen wäre vielleicht auch ein ausbeuterischer Umgang mit den natürlichen Ressourcen, entstanden aus der Erfahrung der schieren Fülle, auf welche die Siedler trafen.

Damit verknüpft ist der zweite Mythos, der *American Exceptionalism*. Hierbei werden die distinktiven Merkmale des *American Way of Life* üblicherweise nicht mit Lateinamerika, sondern mit Europa verglichen. Schon seit John Winthrops Vision von der Neuen Welt als einer „Stadt auf einem Hügel“, einem leuchtenden Vorbild für das Alte Europa, herrscht jenes stolze Gefühl, dass Amerika anders ist: Es ist nicht Europa. Diskussionen über den amerikanischen Exzeptionalismus ähneln oft dem sprichwörtlichen Zwist darüber, ob ein Glas Wasser halb voll oder halb leer ist. Wenn man Menschen nur von einer genügend hohen Abstraktionsebene aus betrachtet, sehen sie samt ihren Gesellschaften wohl alle gleich aus. Wählt man dagegen ein sehr niedriges Abstraktionsniveau, dann zeigen sich so zahlreiche Unter-

tes, *Latin America, South Africa, Canada and Australia*, New York: Harcourt, Brace & World; siehe auch Stephen Mennell, 2007: *The American Civilising Process*, Cambridge: Polity, S. 1-4.

<sup>4</sup> Wie bekanntermaßen auch Samuel P. Huntington, 1997 in *Der Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*, Frankfurt a.M.: Europa.

<sup>5</sup> Charles A. Jones, 2007: *American Civilization*, London: Institute for the Study of the Americas.

schiede zwischen den verschiedenen Gruppen von Menschen, dass vor lauter Details keinerlei Struktur mehr auszumachen ist. So hat jedes Land seine besonderen Eigenheiten und gleichzeitig vieles mit anderen Ländern gemein. In den meisten Fällen sind diese Eigenheiten Gegenstand eines unreflektierten Nationalstolzes, wenn sie nicht besonderer Gegenstand des Interesses von Historikern und Sozialwissenschaftlern sind. Zeigen sich weitere Kreise daran interessiert, wie besonders in der Frage des deutschen *Sonderwegs* oder des amerikanischen Exzeptionalismus, bekommt die Debatte einen stark *moralischen* Beigeschmack. Womit ich beim dritten Mythos wäre.

Der gefährlichste dieser Mythen liegt in der Vorstellung, dass die USA einfach von Natur aus eine wohlwollende, moralische Macht des Guten seien. Eine Anekdote kann das vielleicht am besten illustrieren: Vor ungefähr vier Jahren kam mein alter Freund, der Soziologe Michael Mann nach Dublin, um sein kurz zuvor – in wütender Entrüstung über die Invasion des Irak – geschriebenes Buch *Incoherent Empire*<sup>6</sup> vorzustellen. Im Publikum war die damalige Gastprofessorin für amerikanische Geschichte am University College Dublin. Während der Diskussion stand sie auf und brachte mit einer gewissen Fassungslosigkeit hervor: „Aber Amerika ist doch eine Macht des *Guten* in der Welt!“ Das klang nicht einmal ärgerlich, sondern nur verwundert. Offenbar war der Glaube, Amerika sei moralisch gut, einfach ein Axiom für sie, weshalb sie sich schwer tat, auch nur eines von Michael Manns Argumenten anzuerkennen. Dies aber ist kein Einzelfall. Erst im August hatte General Brent Scowcroft (der nationale Sicherheitsberater unter Präsident George Bush dem Älteren) verlautbart, „wir sind dabei, unsere Aura des Besonderen zu verlieren, den Glauben daran, dass die Vereinigten Staaten eine ganz andere Art von Großmacht sind als die anderen. Deshalb sind die Leute immer weniger willens, auch im Zweifel hinter unserer Politik zu stehen. Und in zunehmendem Maße werden wir wie jede andere ganz und gar eigennützige Macht behandelt.“<sup>7</sup>

Es ist wohl eher beängstigend, dass Leute wie Scowcroft, die sich so nahe am Puls der amerikanischen Macht befinden, immer noch glauben können, dass die USA etwas anderes sind als eine eigennützige Macht, die Politik im eigenen Interesse betreibt. Diese Art von individueller und kollektiver Selbsttäuschung ist gefährlich und bietet sicherlich weder eine solide Grundlage für das Verständnis der Stellung der USA in der heutigen Welt, noch für das Verständnis des amerikanischen Sozialcharakters. Denn weder sind die USA nur böse, noch sind sie einzig und allein gut: Wie in anderen Ländern auch, vermengen sich in den USA das Gute und das Schlechte. Allerdings ist für die meisten Menschen außerhalb der Vereinigten Staaten, so zeigen internationale Meinungsumfragen, der Anteil des Schlechten in den letzten Jahren wohl immer offenkundiger geworden.

6 Michael Mann, 2003: *Die ohnmächtige Supermacht. Warum die USA die Welt nicht regieren können*, übers. v. Thomas Atzert, Frankfurt a.M.: Campus.

7 Brent Scowcroft, 2007: „The dispensable nation?“, in: *International Herald Tribune*, 7. August.

### *Das Problem des Nationalcharakters*

Halten wir diese drei Kandidaten für den Mythenstatus fest im Gedächtnis. Ich unterstelle dabei, dass eine unterschiedliche Geschichte und unterschiedliche Strukturen der gesellschaftlichen Entwicklung von Ländern auch den Charakter und die Gewohnheiten ihrer jeweiligen Einwohner prägen. Ich benutze hierzu u. a. den Begriff Nationalcharakter, ganz im Sinne von Norbert Elias, der ihn aus der Übertragung des Freudschen Charakterbegriffs auf die makrosoziologische Ebene gewonnen hatte.<sup>8</sup> Es geht mir dabei ganz einfach um die größtenteils unbewussten und als selbstverständlich vorausgesetzten *erlernten* Annahmen und Verhaltensmuster, die Menschen eines bestimmten Landes oft gemeinsam haben. Mit anderen Worten: Ich verstehe darunter, was man jetzt – moderner ausgedrückt – als „Habitus“ bezeichnet.<sup>9</sup> Pierre Bourdieu hat exemplarisch dargestellt, wie sich im Habitus die Verschiedenheit der Geschmäcker der Angehörigen verschiedener Klassen der französischen Gesellschaft widerspiegeln.<sup>10</sup> Etwas Ähnliches verstehe ich unter verschiedenen Erfahrungen von Nationen. Norbert Elias formulierte es so:

„Diese Verschiedenheiten finden ihren Niederschlag in der Sprache und Denkart der Nationen. Sie zeigen sich in der Art und Weise, in der Menschen im gesellschaftlichen Verkehr aufeinander abgestimmt sind und auf persönliche und unpersönliche Ereignisse reagieren. Die Formen des Wahrnehmens und Verhaltens in ihrer ganzen Breite und Tiefe haben in jedem Lande eine ausgeprägte nationale Färbung. Man wird dessen oft nur gewahr beim Umgang mit Fremden, mit Ausländern. Im Verkehr mit den eignen Landesgenossen treten die *individuellen* Unterschiede gewöhnlich so stark ins Bewußtsein, daß man die *gemeinsame* Nationalfärbung, das, was von Individuen anderer Nationen unterscheidet, oft übersieht. Zunächst einmal erwartet man oft, daß die Menschen überall auf die gleichen Situationen in derselben Weise reagieren wie die Menschen der eignen Nation. Wenn man sich in einer Situation findet, die zu der Wahrnehmung zwingt, daß Angehörige anderer Nationen oft ganz anders reagieren, als man es zu Hause gewohnt ist, rubriziert man das in Gedanken als ihren ‚Nationalcharakter‘.“<sup>11</sup>

Im Habitus der Menschen lassen sich üblicherweise die Spuren der Geschichte des jeweiligen Landes und seiner Regierung erkennen sowie der Zustände, unter denen die Menschen leben: „Man sieht etwa in England im Verhalten der Arbeiter noch das von Landedelleuten und das von Kaufleuten innerhalb eines großen Fernhandels-

8 Vgl. dazu sein opus magnum *Über den Prozess der Zivilisation*, Gesammelte Schriften Bde. 3,1/3,2, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997 (zuerst 1939).

9 *Habitus* ist der von Elias im Deutschen immer verwendete Begriff und war in den Jahren zwischen den Weltkriegen gang und gäbe, aber bis Bourdieu den Begriff allgemein bekannt machte, verwendete(n) Elias (und auch seine Übersetzer) im Englischen meist Begriffe wie „personality makeup“ („Persönlichkeitsstruktur“).

10 Pierre Bourdieu, 1984: *Distinction*, London: Routledge & Kegan Paul.

11 Norbert Elias, 2006: „Nationale Eigentümlichkeiten der englischen öffentlichen Meinung“, in: Gesammelte Schriften Bd. 14, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 86 f.

netzes durchscheinen, in Frankreich zugleich das der Höflinge und eines durch Revolution zur Macht gekommen Bürgertums.“<sup>12</sup> So sind etwa auch in den Niederlanden die Auswirkungen der langen Dominanz der *Regentenklasse* der städtischen Handelspatrizier spürbar.<sup>13</sup> Ich möchte behaupten, dass der kontinuierliche Machtzuwachs Amerikas im Verhältnis zu seinen Nachbarn eine ähnlich zentrale historische Erfahrung darstellt, die den amerikanischen Nationalcharakter prägte. Diese Erfahrung des Machtzuwachses hatte auf allen Ebenen langfristige Auswirkungen auf die Art und Weise ihrer Selbstwahrnehmung, ihrer Wahrnehmung der restlichen Welt und darauf, wie sie von anderen gesehen werden. Was bedeutet das in Bezug auf amerikanische Umgangsformen, das Phänomen der Gewalttätigkeit in der amerikanischen Gesellschaft oder die Entwicklung des amerikanischen Staates und des amerikanischen Weltreichs?

### *Umgangsformen in Amerika*

Gemeinhin nimmt man an, dass amerikanische Umgangsformen den grundsätzlich egalitären Charakter der amerikanischen Gesellschaft widerspiegeln. Die Wahrheit jedoch gestaltet sich etwas komplizierter.

In der ersten Zeit der Besiedlung Nordamerikas durch die Engländer war die Gesellschaft durch eine relativ flache soziale Hierarchie gekennzeichnet. Unter den Siedlern fanden sich nur wenige Vertreter aus der Oberschicht des Stammlandes England, also keine nennenswerte Anzahl an Aristokraten oder Angehörigen des Landadels. Die frühe Führungsschicht bildeten studierte Kleriker und Juristen zusammen mit Händlern – Leute, die in ihrem Herkunftsland wohl der wohlhabenden Mittelschicht zugerechnet worden wären. Ebenso hatten nur wenige Angehörige der ärmsten Schichten die Reise über den Atlantik unternommen. Dessen ungeachtet brachten die Siedler das ausgeprägte Standesbewusstsein der englischen Gesellschaft mit, und im Laufe des späten 17. und des 18. Jahrhunderts hatte sich ein nicht unbeachtlicher kolonialer Landadel herausgebildet, der bewusst dem Vorbild des englischen Landadels nacheiferte. Nach der Unabhängigkeit wurde dieser Landadel – außer im Sklaven haltenden Süden – weitgehend in den Hintergrund gedrängt. Die agrarische Republik, die Alexis de Tocqueville in den frühen 1830ern bereiste, repräsentierte die amerikanische Gesellschaft in ihrer egalitärsten Phase, der Zeit der *Jacksonian Democracy*. Tocqueville beschrieb ausführlich die relativ lockeren, informellen Umgangsformen zwischen Männern und Frauen, Herren und Sklaven und sogar Offizieren und Angehörigen anderer militärischer Ränge. In einem aufschlussreichen Vergleich mit Großbritannien schrieb er: „In Amerika, wo es nie Vorrechte der Geburt gab und wo der Reichtum dem Besitzer keinerlei Sonderrechte verleiht,

12 Norbert Elias, a.a.O., *Über den Prozess der Zivilisation*, Gesammelte Schriften 3.2, S. 360.

13 Norbert Elias, 2005: *Über die Deutschen*, Gesammelte Schriften Bd. 11, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 19-23.

kommen Unbekannte gerne an den gleichen Orten zusammen, und sie sehen weder einen Vorteil, noch eine Gefahr darin, einander ihre Gedanken ungehemmt mitzuteilen. [...] Ihre Begegnung ist daher natürlich, aufrichtig und offen.“<sup>14</sup>

Im Gegensatz hierzu waren Engländer bei Zufallsbegegnungen untereinander in der Regel reserviert, weil sie fürchteten, dass eine – beispielsweise während einer Auslandsreise geschlossene – Zufallsbekanntschaft sie nach ihrer Rückkehr in die streng voneinander abgegrenzten gesellschaftlichen Zirkel zu Hause in Verlegenheit bringen könnte.

Doch das *Gilded Age* im späten 19. Jahrhundert, das „Vergoldete Zeitalter“ des rapiden industriellen Wachstums und des Entstehens gewaltiger Vermögen, war auch in Amerika eine Phase starker sozialer Konkurrenzkämpfe, in der unzählige Neureiche die alten gesellschaftlichen Eliten regelrecht überrannten. In den Romanen von Edith Wharton ist dies eindringlich dargestellt. Statusunterschiede wurden deutlicher, Benimmbücher verkauften sich in großen Stückzahlen an jene, die nicht nur die Sitten der alten Oberschichten Amerikas nachahmen wollten, sondern auch die Umgangsformen der europäischen Oberschichten. Es wurden sogar Versuche unternommen das Anstandsdamenwesen einzuführen – ohne viel Erfolg allerdings, die egalitären Traditionen waren zu stark.

Diese Periode mag als untypisch erscheinen. Denn abgesehen von einigen Schwankungen kehrte sich dieser Trend im 20. Jahrhundert um und die *Informalisierung* wurde dominant.<sup>15</sup> Sie erstreckte sich nicht nur auf simple Umgangsformen wie sich „have a nice day“ zu wünschen, sondern auch auf die Geschlechterbeziehungen. Beth Bailey hat allein schon mit dem Titel ihres Buchs *From Front Porch to Back Seat* ein wichtiges Kapitel aus der Geschichte der Emanzipation der Geschlechter erzählt.<sup>16</sup>

Obwohl der Zusammenhang zweifelsohne indirekt und kompliziert ist, ist es doch wichtig darauf hinzuweisen: Die Tendenz zur Informalisierung verlief ungefähr parallel zu den Tendenzen in der Verteilung von Einkommen und Reichtum in der amerikanischen Gesellschaft, die ab 1913 bis zum letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts mit einigen Schwankungen eine im Vergleich zum *Gilded Age* flachere Struktur annahm. Heute jedoch leben wir in einem neuen *Gilded Age*, wenn das Einkommen und Vermögen in Amerika (und in geringerem Ausmaß in Großbritannien) insbesondere für das eine Prozent an der Spitze der Bevölkerung in astronomische Höhen gestiegen ist, während die Armen ärmer werden und sogar der Lebensstandard derjenigen, die in Amerika zur „Mittelklasse“ gerechnet werden (d.h. auch Facharbeiter in fester Anstellung) stagniert oder abnimmt. Es lässt sich aber kein Beweis dafür finden, dass die eklatante faktische Ungleichheit in der amerikanischen

14 Tocqueville, Alexis de, 1987: *Über die Demokratie in Amerika*, übers. v. Hans Zbinden, Zürich: Manesse, 2. Bd., III. Teil, 2. Kap. S. 252.

15 Vgl. Cas Wouters, 1999: *Informalisierung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

16 Beth L. Bailey, 1988: *From Front Porch to Back Seat: Courtship in Twentieth-Century America*, Baltimore, MD: Johns Hopkins University Press.

Gesellschaft zu einem distanzierteren Alltagsverhalten geführt hätte. Es wurde bereits erwähnt, dass das Verhalten die Machtverhältnisse zwischen Menschen widerspiegelt und dass egalitäreres Verhalten normalerweise als Hinweis auf eine größere Kreise umfassende „wechselseitige Identifikation“ gilt. Doch der berühmt-berühmte Kommentar der verstorbenen Leona Helmsley, dass Steuern zahlen doch nur etwas für kleine Leute sei, ist nur einer von zahlreichen Belegen für die kaltschnäuzige Verachtung seitens der Reichen in Amerika gegenüber dem Wohlergehen der Armen und der Mittelschichtler. Werden egalitäre Verhaltensweisen womöglich zu einem Beispiel dafür, was Marxisten früher „falsches Bewusstsein“ nannten? Das sind theoretische Fragen, die wir hier nicht weiter verfolgen können.

Die USA unterscheiden sich in historischer Hinsicht von vielen anderen Ländern in Westeuropa dadurch, dass es nie eine einzelne Klasse mit nationaler Modellfunktion gab, die die Prägung der Umgangsformen und des Habitus hätte monopolisieren können. In Amerika hat es zwar nie einen Adelsstand gegeben, aber dennoch mehrere miteinander konkurrierende Aristokratien. Die Europäer überschätzen immer noch den Einfluss der Massachussetts-Aristokratie und des wie eine flüchtige Fußnote der Geschichte hinzugefügten Philadelphias der Quäker für die Herausbildung des amerikanischen Sozialcharakters. Gewiss formierte sich in Neuengland eine dem deutschen *Bildungsbürgertum* nicht unähnliche Elite aus gebildeten Fach- und Kaufleuten. Auf sie, wie auch auf den Druck in Kommerz und Beruf, kann man bis zu einem gewissen Grad den egalitären Zug im amerikanischen Habitus zurückführen, wie etwa, dass sie ihren Mitbürgern gegenüber nicht offen Verachtung zeigten, selbst wenn sie zuinnerst von der Überlegenheit ihrer Bildung, ihres Intellekts und ihres Empfinden überzeugt waren. Als Harriet Martineau<sup>17</sup> die USA in den 1830ern kurz nach Tocqueville bereiste, beschrieb sie die große Vorsicht, die bei den Menschen im Norden früh und tief verinnerlicht worden war; sie nannte sie „fear of opinion“, Angst vor der Meinung der anderen, was dem sehr nahe kommt, was Elias als habituelle „Selbstkontrolle“ bezeichnet im Vorgriff auf das, was andere denken könnten. Martineau war davon überzeugt, sie könne Kongressmitglieder aus dem Norden und aus dem Süden allein durch die Art und Weise, wie sie gehen, unterscheiden:

„Gerade in Washington werden die Unterschiede in den Verhaltensweisen deutlich sichtbar. Die Südstaatler erscheinen dort in einem außerordentlich günstigen Lichte, während die Neuengländer nicht sehr vorteilhaft wirken: Die Leichtigkeit und freimütige Höflichkeit der vornehmen Bürger aus dem Süden (gepaart freilich mit einem gelegentlichen Anflug von Hochmut) stehen im Gegensatz zu der vorsichtigen, etwas linkischen und allzu ehrerbietigen Art der Bürger aus den Nordstaaten. Man meint geradezu, einen Angehörigen Neuenglands auf offener Straße schon aufgrund seines devoten Schrittes erkennen zu können. Er scheint fortwährend daran zu denken, dass er sich nicht duellieren kann, während dies anderen möglich ist.“<sup>18</sup>

17 Harriet Martineau 1837: *Society in America*, 3 Bde., London: Saunders & Otley, Bd. III, S. 10.

18 Harriet Martineau, 1969 [1838]: *Retrospect of Western Travel*, 2 Bde., New York: Haskell House, Bd. I, S. 145.



Damit wären wir bei der anderen großen rivalisierenden Aristokratie, der des Sklaven haltenden Südens. Von der Unabhängigkeit bis zum Bürgerkrieg behaupteten die Südstaatler den weitaus größten Anteil an der politischen Macht in der Union der Vereinigten Staaten.<sup>19</sup> Dass Martineau das Duellieren hier erwähnt, ist höchst aufschlussreich. Wie Norbert Elias aufzeigte, wurde in Deutschland im 19. Jahrhundert die Eigenschaft der *Satisfaktionsfähigkeit* – d.h. für würdig befunden werden, in einem Duell Genugtuung zu leisten – zu einem Hauptkriterium der Zugehörigkeit zur deutschen Oberschicht.<sup>20</sup> Auch wenn die größten Plantagenbesitzer vielleicht bewusster auf ihresgleichen in England oder Frankreich geblickt haben, so ist ein Vergleich zwischen ihnen und den preußischen Landjunkern doch viel treffender.<sup>21</sup> Eine Ähnlichkeit besteht zum Beispiel darin, dass sie beide jeweils einen Großteil des Offizierkorps der nationalen Armee stellten. Bei sich zu Hause herrschten sie in autokratischer Manier über das, was die Deutschen *Privatrechtsstaat* nennen: Sie hatten auf ihren Gütern das Recht zu richten und ihre Urteile durchzusetzen, mit nur geringer oder keinerlei Einmischung seitens staatlicher Stellen. Die staatlichen Behörden schritten bei Angelegenheiten zwischen den weißen Gebietern und den Schwarzen nicht ein, weder während der Zeit der Sklaverei vor dem Sezessionskrieg, noch in der Jahrzehnte währenden Jim-Crow-Ära der Rassentrennung und des Lynchens, das seit dem Ende der *Reconstruction*-Phase bis in die Zwischenkriegsjahre praktiziert wurde. Auch intervenierten sie nicht, wenn es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen kam, die man heute mit „black on black“ (Schwarz gegen Schwarz) bezeichnet. Dieses Nichteingreifen hat einen langen, heute noch wahrnehmbaren Schatten auf die Kultur geworfen, wie ich gleich zeigen werde.

Aber auch die Streitereien zwischen Weißen interessierten die staatlichen Behörden nur wenig. Die gesellschaftlichen Übereinkünfte im Old South waren auch an den vorherrschenden Ehrenkodex geknüpft, und es war üblich, Fragen der „Ehre“ mit einem Duell zu regeln. Viele europäische Besucher, von Harriet Martineau bis zu dem großen Geologen Sir Charles Lyell, zeigten sich verwundert, wie weit verbreitet Duellieren war und vermerkten, dass allein in New Orleans im Durchschnitt pro Tag eine Person in einem Duell starb. Dieser in verschiedenen Formen in Europa und Amerika existente Kodex der ‚Ehre‘ wurde in der Literatur ausführlich erörtert.

19 In drei Viertel der Zeit von diesen 72 Jahren war der Präsident ein Sklavenhalter aus den Südstaaten; nach dem Bürgerkrieg wurde bis Lyndon Johnson 1964 kein Bürger der Südstaaten mehr zum Präsidenten gewählt. Im Kongress waren nur 23 von 36 Sprechern des Repräsentantenhauses und 24 von 36 Präsidenten *pro tempore* des Senats Südstaatler; ein halbes Jahrhundert lang nach dem Krieg hatte es gar keinen gegeben. Vor dem Krieg waren 20 von 35 Richtern des Obersten Gerichtshofs aus den Südstaaten und hatten während dieser Zeit immer die Mehrheit; von den 26 Richtern, die in den fünf Jahrzehnten nach dem Krieg ernannt wurden, stammten nur noch fünf aus dem Süden. Vgl. James M. McPherson, 1990: *Abraham Lincoln and the Second American Revolution*, New York: Oxford University Press, S. 12-13.

20 Elias, a.a.O., *Über die Deutschen*, S. 68-117.

21 Vgl. Shearer Davis Bowman, 1993: *Masters and Lords: Mid-Nineteenth Century United States Planters and Prussian Junkers*, New York: Oxford University Press.

Roger Lane stellt dem „Ehrenmann“ des Südens den „Mann der Würde“ Neuenglands gegenüber, der einen Streit eher vor Gericht bringt als sich deswegen zu duellieren. Die Neigung dazu, Streitigkeiten im Rahmen des staatlichen Rechtsapparates auszutragen, resultiert nicht nur – und in der Tat nicht hauptsächlich – aus kulturell konditionierten individuellen Dispositionen, sondern auch aus dem Grad an innerer Befriedung und der Effizienz, mit welcher der Staat sein Monopol auf Anwendung legitimer Gewalt in einem bestimmten Herrschaftsraum durchsetzen kann. Die Unterschiede zwischen den Verhaltensnormen „Ehre“ einerseits und „Würde“ andererseits sind an verschiedene Emotions- und Persönlichkeitsstile gekoppelt: Der Südstaatler – wie auch der satisfaktionsfähige Mann von Stand im Kaiserreich – pflegte einen „harten“, unemotionalen Stil. Manche meinen auch, dass der strenge, schwergewichtige Vortrag vieler amerikanischer Militärsprecher von da herrührt.

Nicht unerwähnt bleiben sollen andere miteinander konkurrierende Eliten: Die relativ autonomen gesellschaftlichen Eliten, die es früher in vielen amerikanischen Städten gab und die Plutokratie, die nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg entstand und heute eine überwältigende wirtschaftliche und politische Macht ausübt. Vielleicht sollte man auch noch die Bedeutung Hollywoods und der Helden und Heldinnen der Populärkultur anführen. Doch eines mag an dieser Stelle schon deutlich geworden sein, dass das Modell New England bei unserer gewohnten Betrachtung des vergangenen wie gegenwärtigen Amerika eine viel zu große Rolle spielt und der Konkurrenz aus dem Süden eine viel zu geringe. Gerade angesichts der massiven Verschiebung in der Machtbalance seit ungefähr 1970 zugunsten des Südens ist diese Beobachtung enorm wichtig.

Schließlich will ich noch eine merkwürdige Ironie beim Thema Umgangsform und Habitus in Amerika erwähnen. Die USA haben zwar, wie gesagt, nicht im gleichen Maße wie viele westeuropäische Länder die Entstehung einer monopolistischen, maßstabsetzenden Oberschicht erlebt, doch lässt sich nicht leugnen, dass Amerika und die Amerikaner für die restliche Welt, einschließlich Europa, heute die Funktion genau einer solchen Oberschicht einnehmen. Das war nicht immer so. Wie Allan Nevins betonte, kamen bis ungefähr 1825 die britischen USA-Besucher hauptsächlich aus der Arbeiter- und Mittelschicht, vor allem Geschäftsleute, die oft mit Respekt vom Benehmen von gesellschaftlich Gleichgestellten in Amerika berichteten. Nach 1825 jedoch reisten mehr Besucher aus der Oberschicht und von Berufs wegen aus Großbritannien an, und im Allgemeinen ist in ihren Zeugnissen ein deutlich herablassenderer Ton zu vernehmen, wenn sie darüber berichten, was sie gesehen oder wen sie getroffen haben. Danach wird es mit dieser Verschiebung von Perspektiven noch vertrackter, weil sich die Machtbalance zwischen Großbritannien und Amerika änderte. Seit der Zwischenkriegszeit im 20. Jahrhundert schließlich verhielt es sich folgendermaßen:

„Erstmals zeigte die große Mehrheit der britischen Besucher deutlich Achtung gegenüber dem reichen, mächtigen und äußerst vielschichtigen Land in Übersee. Während der Zeit der Tories [1825–45], in der eine herablassende Haltung gegenüber der ehemaligen Kolonie vorherrschte,

neigten die Reisenden dazu, die Amerikaner von oben herab zu betrachten; in der längeren Phase, die wir als Phase des Analysierens [1870-1922] beschrieben haben, tendierten sie dazu, die Vereinigten Staaten als gleichwertig zu betrachten; doch erst jetzt schauten sie immer öfter zu Amerika auf!“<sup>22</sup>

Heutzutage denken manche Amerikaner, dass die weite Verbreitung und Attraktivität der amerikanischen Populärkultur und die beständige Nachahmung amerikanischer Stile – von der Kleidung über die Ernährung bis zur Sprache – eine Form von „Soft Power“ ist, eine sanfte Macht, die im amerikanischen Interesse ausgeübt wird. Doch man mag sich wohl genauso daran erinnern, dass sich die Bourgeoisie des *Ancien Régime* abmühte, alles den Höflingen nachzumachen, sie dies jedoch weder daran hinderte, sich über die Aristokratie zu ärgern, noch die Französische Revolution zu unterstützen.

### *Das Problem der Gewalt in Amerika*

Der zweite Mythos ist jener von der Gewalt in den USA. Dazu gibt es enorm viel Literatur und auch eine Menge populärer Auffassungen, die ihrerseits einige Mythen in sich vereinen, daher seien hier nur die wichtigsten Punkte erwähnt.

Entgegen der öffentlichen Wahrnehmung sind sich Kriminalhistoriker jetzt einig, dass die lange Zeit feststellbare Tendenz zunehmender Gewalt in den westlichen Gesellschaften inzwischen wieder abnimmt. In England, wo die meisten Daten über einen größeren Zeitraum vorliegen, hat Ted Robert Gurr in einer berühmten Forschungsstudie herausgefunden, dass das Risiko, im Oxford des 13. Jahrhunderts ermordet zu werden, rund 40 Mal höher lag als Mitte des 20. Jahrhunderts.<sup>23</sup> Diese Abnahme folgte keinem sanften Verlauf: Es gab kurzfristige Schwankungen. Beispielsweise kam es in den meisten Ländern ab ca. 1960 zu einem Anstieg der Gewalt und einer Abnahme seit den 1990ern. Überraschen dürfte so manchen, dass die *Tendenz* zu Homiziden in den USA fast parallel zu jenen in Westeuropa und überseeischen europäischen Ländern wie Australien oder Neuseeland verläuft. Die jüngst von Manuel Eisner in Cambridge zusammengestellten Daten zeigen dies sehr deutlich.<sup>24</sup>

Aber man muss zwischen der *Tendenz* zu und dem *Grad* an Gewalt unterscheiden. Charakteristisch für die USA ist der Grad der Gewalt: Es gibt einfach *mehr* Homizide als in vergleichbaren Ländern. Tötungsdelikte werden immer gern als Gewaltindex verwendet, d.h. Morde pro Jahr pro 100.000 Einwohner, weil es sich bei

22 Allan Nevins (Hrsg.), 1948: *America Through British Eyes*, New York: Oxford University Press, S. 403.

23 Ted Robert Gurr, 1981: „Historical Trends in Violent Crime“, in: *Crime and Justice: An Annual Review of Research*, 3, S. 295-353.

24 Manuel Eisner, 2005: „Modernity Strikes Back? The Latest Increase in Interpersonal Violence (1960-1990) in a Historical Perspective“, vorgelegt anlässlich des Fourth Workshop on Interpersonal Violence, Erasmus Universität Rotterdam, April.

einem Mord um ein relativ eindeutiges Verbrechen handelt. Eine Leiche ist ziemlich unzweideutig, und daher bringt die quantitative Erfassung von Morden Zahlen, mit denen sich Länder leicht vergleichen lassen, während weniger schwere Gewalttaten stark unterschiedlichen gesetzlichen Definitionen oder mit der Zeit auch Gesetzesänderungen unterworfen sind. Demnach kommt es in den USA zu ungefähr viermal so viel Morden wie in vergleichbaren Ländern.<sup>25</sup>

Hier kommt nun ein anderer, weit verbreiteter Mythos ins Spiel: der Ausdruck „Kriminalität und Gewalt“, der sowohl unter Politikern als auch bei einem breiten Publikum in Mode ist, impliziert, dass die beiden Begriffe nahezu gleichbedeutend sind. Doch wie Zimring und Hawkins gezeigt haben, ist in den USA „Kriminalität nicht das Problem“. In London ist ein Einbruch in ein Haus viel wahrscheinlicher als in New York.<sup>26</sup> Zimring und Hawkins legten dar, dass Morde in Amerika selten im Zusammenhang mit verbreiteten Delikten wie Einbruch, Diebstahl usw. stehen. Morde stehen also eher selten im Zusammenhang mit Eigentumsdelikten – das gilt insbesondere auch für Geldraub. Dass Morde in den USA ungewöhnlich oft vorkommen, liegt an der Häufigkeit von *affektiver* Gewalt – d.h. Totschlag, der im Affekt unter Einwirkung starker Emotionen begangen wird. Warum aber sollten Amerikaner ihre mörderischen Gefühlsregungen weniger gut kontrollieren können als Europäer? Eine Antwort mag sein, dass sie nicht etwa weniger dazu im Stande sind, sondern dass handgreifliche Auseinandersetzungen vor einem Pub nach Lokalschluss (oder häusliche Dispute), die in Großbritannien im Allgemeinen zu Schnittverletzungen und Blutergüssen führen, in einer Gesellschaft, in der es vor Handfeuerwaffen nur so wimmelt, eher mit einer Leiche enden. Obwohl darin sehr wahrscheinlich etwas Wahres liegt, ist das nicht die ganze Geschichte. Denn in diesem Fall ist es viel schwieriger als sonst über „Amerikaner“ im Allgemeinen zu sprechen. Bei der Homizidquote gibt es sehr markante geografische Unterschiede.

Bekannt ist die starke Häufung von Tötungsdelikten in innerstädtischen Ghettos – insbesondere in Wohnvierteln von Schwarzen – von den 1960ern bis in die 1990er. Loïc Wacquant führte den dort sichtbar gewordenen „Dezivilisierungsprozess“ auf zwei miteinander verquickte Vorgänge zurück: Einerseits auf das Wegbrechen gesetzlich geregelter Dauerbeschäftigungsverhältnisse und den nachfolgenden Eintritt von Arbeitslosigkeit, auf unsichere Gelegenheitsarbeit und Schattenwirtschaft, insbesondere Drogenhandel. Andererseits auf den gleichzeitigen Rückzug ganz gewöhnlicher staatlicher Organe – von Sozial- bis zu Postämtern – aus den innerstädtischen Wohnvierteln während der Amtszeit Reagans und danach.<sup>27</sup> Entspre-

25 Nicht alle Länder: Südafrika, Russland und einige weitere osteuropäische Staaten haben noch höhere Mordraten, aber sie haben gemeinsam, dass sie während ca. der letzten zehn Jahre massive politische und soziale Umwälzungen durchlaufen haben.

26 Franklin E. Zimring und G. Hawkins, 1997: *Crime is Not the Problem: Lethal Violence in America*, New York: Oxford University Press.

27 Loïc Wacquant, 2004: „Decivilising and demonising: the remaking of the black American ghetto“, in: Steven Loyal und Stephen Quilley (Hrsg.), *The Sociology of Norbert Elias*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 95-121.

chend wick auch das „welfare safety net“, das „Sicherheitsnetz des Wohlfahrtsstaates“ einem „penal dragnet“ („Schleppnetz der Strafjustiz“), das eine beträchtliche Anzahl junger amerikanischer Männer, insbesondere afroamerikanische Männer, erfasste und in die Gefängnisse schwemmte.<sup>28</sup>

Weniger bekannt, aber historisch damit verknüpft, ist die Tatsache, dass eine überproportional hohe Homizidrate im Süden auftritt und in den Gegenden des Westens, die überwiegend vom Süden her besiedelt worden sind.<sup>29</sup> Alle diese Gegenden weisen gleichermaßen verhältnismäßig schwache staatliche Institutionen auf. Der Begriff „Staat“ soll hier im Sinne des soziologischen Standards verwendet werden, den Max Weber formulierte: „Staat ist diejenige menschliche Gemeinschaft, welche innerhalb eines bestimmten Gebietes – dies, das ‚Gebiet‘, gehört zum Merkmal – das Monopol legitimer physischer Gewaltsamkeit für sich (mit Erfolg) beansprucht“<sup>30</sup>. Diese Monopolisierung erfolgte im Süden viel später und weniger gründlich als im Norden – wie bereits aus den obigen Ausführungen zur Tradition der „Ehre“ im Süden deutlich wurde. Die überlieferte Sitte, „das Gesetz selbst in die Hand zu nehmen“, ist nach wie vor stark. In vielen südlichen Bundesstaaten war es einem Mann lange Zeit sogar gesetzlich erlaubt, den Liebhaber seiner Frau zu töten. (In den 1920ern schlug Georgia schon früh eine Bresche für den Feminismus, als dort auch der Frau erlaubt wurde, die Liebhaberin ihres Ehemannes zu töten.) Das Lynchen von überwiegend afroamerikanischen Männern ebte nach den 1920ern ab, fand aber erst in den 1960ern ein Ende; im Süden gibt es in allen counties eine hohe Korrelation zwischen einstiger Lynchjustiz und heutiger Homizidrate.<sup>31</sup> Bezeichnenderweise wird die Todesstrafe auch bei weitem am häufigsten in jenen Staaten und Verwaltungsbezirken angewandt, in denen früher Selbst-<sup>32</sup> und Lynchjustiz praktiziert wurde und überproportional häufig Afroamerikaner die Hingerichteten sind.<sup>33</sup>

Der niederländische Soziologe Pieter Spierenburg entwickelte die provokative These, dass in der Geschichte der Staatsbildungsprozesse in Amerika die „Demokratie zu früh kam“.<sup>34</sup> In den meisten Regionen Westeuropas fanden über viele Jahrhunderte hinweg allmähliche Zentralisierungsprozesse statt, die zu einer Konzentra-

28 Becky Pettit and Bruce Western, 2004: „Mass imprisonment and the life course: race and class inequality in US incarceration“, in: *American Sociological Review* 69: 2, S. 151-169.

29 Roger Lane, 1997: *Murder in America*, Columbus, OH: Ohio State University Press, S. 350.

30 Max Weber, 1980: „Wirtschaft und Gesellschaft“, Tübingen: Mohr (Siebeck), Kap. IX, Herrschaftssoziologie. 8. Abs. § 2.

31 Steven F. Messner et al., 2005: „The Legacy of Lynching and Southern Homicide“, in: *American Sociological Review*, 70:4, S. 633-655.

32 Richard Maxwell Brown, 1975: *Strain of Violence: Historical Studies of American Violence and Vigilantism*, New York: Oxford University Press.

33 Franklin E. Zimring, 2003: *The Contradictions of American Capital Punishment*, New York: Oxford University Press, S. 89-118.

34 Pieter Spierenburg, 2006: „Democracy came too early: a tentative explanation for the problem of American homicide“, in: *American Historical Review*, 111:1, S. 104-114.

tion der Machtmittel in den Händen von immer weniger Herrschaftsträgern führte und schließlich zur Etablierung einer relativ effektiven Monopolapparatur in der Hand von Königen. Diese Entwicklung hatte zwar einen stufenweisen Verlauf, doch die Kämpfe der Kriegerelite waren blutig, während derer immer mehr Akteure zum Verzicht auf ihre Souveränität gezwungen wurden, unabhängig vom zentralen Machthaber Krieg zu führen. Dieser Prozess befand sich im Endstadium, als die Europäer mit der Kolonisierung Nordamerikas begannen. Waren einmal stabile und effiziente königliche Gewaltmonopole geschaffen, wie großenteils bis zum späten 17. und im 18. Jahrhundert in Westeuropa, versuchte das Volk in den folgenden Kämpfen – am spektakulärsten in der Französischen Revolution – nicht etwa das Monopol als solches infrage zu stellen und zu zerschlagen, sondern es in „Mit-Besitz“ zu nehmen. Anders ausgedrückt: Das Ziel bestand darin, in einem größeren Umfang diejenigen zu kontrollieren, die über das Monopol verfügten – es zu demokratisieren.

In Nordamerika jedoch gab es „keine Zentralisierungsphase vor der Demokratisierung“ und die Demokratie kam „zu früh nach Amerika“. Damit weist Spierenburg auf eine einfache Tatsache hin:

„den Einwohnern hatte es schlicht an der Zeit gefehlt, sich an Waffenlosigkeit zu gewöhnen. Daher blieb die Idee lebendig, wonach die bloße Existenz eines Machtmonopols nicht wünschenswert war. Und sie überdauerte in einer zunehmend demokratischen Form: Nicht [wie im mittelalterlichen Europa] bei regionalen Eliten, die damit ihre privaten Fürstentümer schufen, sondern bei normalen Bürgern, die das Recht auf Selbstverteidigung für sich beanspruchten. [...] Lokale Eliten und in steigendem Maße auch diese normalen Bürger setzten Demokratie mit dem Recht auf bewaffneten Schutz ihres Eigentums und ihrer Interessen gleich.“ (Spierenburg 2006:109-110)

Spierenburg räumt ein, es sei eine Vereinfachung, wenn man annehmen wollte, ein Übergang von Kämpfen mit dem Ziel der Zerstörung des Monopols hin zu Kämpfen um einen Mit-Besitz am Monopol habe in den USA überhaupt nicht stattgefunden. „Am besten könnte man es doch so ausdrücken, dass die Mehrheit der Bevölkerung einfach beides wollte“: Sie „akzeptierten die existierenden staatlichen Institutionen, hielten jedoch gleichzeitig an der Selbsthilfe-Ethik fest.“ „Heute“, so Spierenburg, „ist die Vorstellung, dass der Einzelne sich auf die staatlichen Institutionen nicht verlassen kann und soll, lebendig und allgegenwärtig“. In Michael Moore's *Bowling for Columbine* [Dokumentarfilm von 2003] bringen Mitglieder der Michigan Militia diese Ansicht deutlich zum Ausdruck.

### *Die Entstehung des amerikanischen Staates und des amerikanischen Weltreiches*

Dies führt nun zum dritten Mythos. Man neigt dazu, sich die Vereinigten Staaten so vorzustellen, als seien sie gleichsam eine Emanation des menschlichen Geistes, als ob

ihre Existenz und ihre konstitutionelle Verfasstheit ein unblutiges Produkt der Aufklärung wären, eines John Locke, dem Genie der Gründungsväter und des rein demokratischen Geistes, der in „No taxation without representation!“ (Keine Steuerabgabe ohne parlamentarische Vertretung!) zum Ausdruck kam. Allerdings, so hat John Kenneth Galbraith einmal bemerkt, haben sich die Amerikaner im 18. Jahrhundert nicht nur Steuern *ohne* Repräsentation verweigert, sondern auch Steuern *mit* Repräsentation.<sup>35</sup>

Überhaupt war die Schaffung eines einheitlichen Herrschaftsgebietes, als das wir die USA jetzt kennen, ein blutiges Geschäft, das dem der Herausbildung westeuropäischer Staaten ganz und gar nicht unähnlich ist. Wenn wir tausend Jahre zurückblicken, sehen wir, dass Westeuropa in viele winzige Territorien zerstückelt war, die jeweils von irgendeinem lokalen Machthaber beherrscht – das heißt geschützt *und* ausgebeutet – wurden. Nach den „Streicheleinheiten“ durch zahlreiche ausländische Interventionen kommt heute vielleicht Afghanistan diesem Zustand am nächsten. Aus dem Flickenteppich gingen im Laufe mehrerer Jahrhunderte allmählich eine kleinere Anzahl größerer einheitlicher Territorien hervor. Ein klein wenig verhielt es sich dabei wie beim Tennisturnier von Wimbledon, nur dass das Ergebnis weit weniger vorhersehbar war. Statt mit Tennisschlägern wurde dieser „Ausscheidungskampf“<sup>36</sup> mit einer Reihe von Kriegen ausgetragen. Es ist jedoch ein Irrtum, in diesem Prozess nur „Aggression“ am Werke sehen zu wollen, als seien die Persönlichkeitsmerkmale eines einzelnen Kriegers die bestimmende Kraft. In einer Zeit, in der relativ selbständige Territorien die vorrangige Machtbasis war, konnte ein friedliebender Herrscher nicht müßig herumsitzen, während sich seine Nachbarn die Köpfe einschlugen: Der Sieger über ein größeres Territorium würde später fähig sein, den kleinen, friedliebenden Nachbarn einfach zu schlucken. Krieg und „Aggression“ waren also überlebenswichtig. Und dieser Prozess war janusköpfig: Je mehr sich die Territorien nach *innen* befriedeten, desto mehr weiteten sich die Kriege *zwischen* den Territorien aus und wurden perfektioniert.

Die Geschichte der Staatsbildung in Nordamerika verlief ähnlich. Ein Unterschied liegt jedoch darin, dass die territorialen Auseinandersetzungen nach Beginn der Besiedlung durch die Europäer anfangs sowohl exogen durch Konflikte zwischen den Großmächten in Europa motiviert waren, als auch endogen durch Rivalitäten innerhalb Nordamerikas. In den Frühphasen glich der Prozess ein wenig dem der kolonialen Territorialkämpfe in Afrika im 19. Jahrhundert. Die meisten frühen Kriege waren nur Nebenschauplätze zeitgleicher Schlachten in Europa, etwa der Englisch-Niederländische Seekrieg, der Spanische Erbfolgekrieg, der Siebenjährige Krieg oder andere. Mit diesen Gefechten wurden zuerst die schwedischen und dann die dänischen Kolonialmächte ausgeschaltet. Später wurde die französische und spanische Macht gebrochen. Als Verbündete europäischer Mächte waren auch die verschiede-

35 Zitiert von John Steele Gordon, 1998: *Hamilton's Blessing*, New York: Penguin, S. 43.

36 Vgl. Elias, *Über den Prozess der Zivilisation*, Bd. II, S. 135, passim.

nen Indianerstämme in diese Auseinandersetzungen verwickelt und noch dazu simultan in einen Ausschaltungskampf untereinander. Die Kämpfe wurden jedoch nach und nach zunehmend von endogenen Kräften beeinflusst.

An dieser Stelle soll nicht etwa nacherzählt werden, wie es zur amerikanischen Unabhängigkeit kam. Berichtet werden soll nur, dass die Erhebung von Steuern, der die Siedler ohne Parlamentsvertretung nicht nachkommen wollten, wegen der Kosten der militärischen Kontrolle über ein viel größeres Gebiet erforderlich wurde, nachdem nämlich die Franzosen in Kanada und in der Region jenseits der Appalachen erfolgreich ausgeschaltet worden waren. Doch neben dieser allseits geläufigen Geschichte gibt es noch eine andere: Die Briten wollten das Tal des Ohio River den mit ihnen verbündeten Irokesen vorbehalten, doch die Siedler drängten bereits nach Westen. Wie zumindest seit Theodore Roosevelt in *The Winning of the West* (*Die Eroberung des Westens*) von 1889-99<sup>37</sup> anerkannt wird, war der amerikanische Unabhängigkeitskrieg auch ein Krieg um die Kontrolle der eroberten Gebiete. Die Kolonisten waren auch Kolonialisierer.

Auf den Völkermord an den Indianern, auch als *American Holocaust*<sup>38</sup> bezeichnet, soll hier nicht näher eingegangen werden. Es sei lediglich angemerkt, dass die Expansion in Richtung Westen auf Kosten der amerikanischen Ureinwohner vorangetrieben wurde durch den Druck landhungriger Migranten, die vorpreschten, noch bevor die Bundesbehörden eine effiziente Kontrolle über das Territorium hatten – ganz im Gegensatz zu der in Kanada und Sibirien betriebenen Siedlungspolitik. Die bekannten Wildwestfilm-Szenen verherrlichen diese Eroberungsvorgänge und innenpolitischen Befriedungsprozesse.

Amerikaner weisen auch gern darauf hin, dass sie viele Gebiete *gekauft* und nicht mit Waffengewalt erobert haben. Das stimmt sicherlich in Bezug auf den Louisiana Purchase, durch den 1803 das bundesstaatliche Territorium verdoppelt werden konnte. Allerdings resultierte dies aus besonders günstigen Umständen in der europäischen Machtpolitik, als es Napoleon gefiel, sich externer Verantwortlichkeiten zu entledigen. Richtig ist auch der Hinweis auf jenen anderen gewaltigen Landerwerb im Süden, bei dem die Vereinigten Staaten Mexiko für ein riesiges Gebiet finanziell entschädigten. Doch geschah dies erst, nachdem sie mit dem Eindringen in das unglückselige Land und Plünderungen in seiner Hauptstadt klar gemacht hatten, dass dies ein Angebot war, das Mexiko nicht ausschlagen konnte. „Armes Mexiko! So weit weg von Gott und so nahe an den Vereinigten Staaten“, bemerkte Präsident Porfirio Díaz später. Ulysses Grant, der als junger Offizier im Mexiko-Krieg diente, hielt den Krieg für „einen der ungerechtesten Kriege, der je von einer stärkeren gegen eine schwächere Nation geführt wurde. In diesem Falle folgte eine Republik dem schlech-

37 Theodore Roosevelt, 1995 [1889-99]: *The Winning of the West*, 4 Bde., Lincoln, NE: University of Nebraska Press.

38 David E. Stannard, 1992: *American Holocaust*, New York: Oxford University Press.



ten Beispiel europäischer Monarchien und nahm in dem Wunsche, weiteres Gebiet zu erwerben, keine Rücksicht auf die Gerechtigkeit.“<sup>39</sup>

Es hat keinen Zweck, sich hierüber oder über viele andere Episoden moralisch zu entrüsten. Es geht hier nicht darum, „Bösewichter“ zu finden, die man für das Geschehene beschuldigen kann; damit geriete man in dieselbe Falle wie die amerikanische Regierung heute mit ihrer individualistischen Perspektive auf die Welt. Mir geht es hier vielmehr um die Entwicklung Amerikas insgesamt, die langfristig gesehen ein relativ planloser gesellschaftlicher Prozess war. Insofern exemplifiziert diese Entwicklung, was Norbert Elias in einem Zweizeiler auf den Punkt brachte:

„Aus Plänen wachsend, aber ungeplant  
Bewegt von Zwecken, aber ohne Zweck“<sup>40</sup>

Andererseits kippt das Gleichgewicht zwischen dem „Akzidentellen“ und dem „Intendierten“, dem Zufälligen und dem Geplanten, in dem Maße in Richtung des geplanten Pols, in dem eine Partei innerhalb eines Machtgefüges einen großen Machtvorteil gewinnt. Das Zusammenspiel dieser beiden Pole lässt sich anhand der ersten Territorialakquisition der Vereinigten Staaten im Jahre 1899 nachvollziehen, die sich nahtlos anschloss an das im Zensus 1891 erklärte „closing of the frontier“, den Abschluss der Besiedlung im Westen. Die Vereinigten Staaten marschierten mit Unterstützung Großbritanniens (die amerikanische Flotte lief von Hongkong aus) in den Philippinen ein, denn beide Mächte befürchteten, dass Deutschland oder Japan zuvorkommen könnten.

Mit der Monroe-Doktrin von der amerikanischen Oberhoheit über die westliche Hemisphäre verhielt es sich ähnlich. 1819 schlugen die Briten eine gemeinsame Erklärung vor, mit der die von Spanien betriebene Rekolonialisierung Südamerikas gestoppt werden sollte. Schließlich insistierte John Quincy Adams in seiner Funktion als US-Außenminister darauf, dass dies allein in Amerikas Namen geschehe. Als die Briten später die Falklandinseln besetzten, stand es gar nicht zur Debatte, die Doktrin umzusetzen, denn die USA hatten damals noch nicht die Macht, dies zu verhindern.<sup>41</sup> Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten die USA aber sehr viel mehr Macht gewonnen, und die Roosevelt-*Corollary* zur Monroe-Doktrin diente im Laufe des ganzen Jahrhunderts immer wieder zur Rechtfertigung amerikanischer Militärinterventionen in Lateinamerika. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts wurde mit dem Strategiepapier zur nationalen Sicherheit (*National Security Strategy of the United States*) im Jahre 2002, das ich „Dubya Addendum“<sup>42</sup> genannt habe, erklärt, dass die

39 Ulysses S. Grant, 1885: *Personal Memoirs of Ulysses S. Grant*, New York: Smithmark, S. 37. *Memoiren des Generals U. S. Grant*, Leipzig: Brockhaus, 1886.

40 Norbert Elias, 2001: *Die Gesellschaft der Individuen*, Gesammelte Schriften Bd. 10, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 95.

41 Warren Zimmerman, 2002: *First Great Triumph: How Five Great Americans made their Country a World Power*, New York: Farrar, Straus & Giroux.

42 „Dubya“ ist in den USA geläufig für George W. Bush junior – es steht für das mittlere W (= Double U).

USA das Recht habe, überall auf dem Globus gegen ihre Gegner vorzugehen. Dies entsprach annähernd einem Anspruch der amerikanischen Regierung auf ein weltweites Monopol der legitimen Gewaltausübung. Oder um es in Anlehnung an Max Webers Definition eines Staates auszudrücken: Die gegenwärtige Regierung hat die USA annähernd zum Weltstaat erklärt. In gewisser Hinsicht agieren die USA jetzt in der Tat wie eine Weltregierung.<sup>43</sup> Sie beanspruchen die Jurisdiktion eigenen Rechts außerhalb ihrer Landesgrenzen auf vielerlei Gebieten, während sie es ablehnen, sich an den Korpus internationalen Rechts zu binden, den die meisten anderen Länder anerkennen. Ihre Militärausgaben sind jetzt so hoch wie die aller anderen Länder auf der Welt zusammen. Sie haben auf dem Planeten ihre Garnisonen stationiert und den ganzen Erdball in US-Militärkommandos aufgeteilt.<sup>44</sup> Heute unterhalten sie Militärbasen in zwei Drittel aller Länder der Welt und auch auf vielen Gebieten der ehemaligen Sowjetunion.<sup>45</sup> Abschließend soll versucht werden, einige der damit einhergehenden Implikationen aufzuschlüsseln.

### *Schlussfolgerungen*

Kein Zweifel, es wäre von enormem Vorteil, wenn die USA (oder auch irgendeine andere Macht) die erklärte Ambition, die Welt als Ganze zu befrieden, erfolgreich durchsetzen könnten. Wer in verhältnismäßig friedlichen, stabilen Demokratien lebt, kann sich kaum vorstellen, dass viele Menschen nicht so leben. Dass es im Alltag keinerlei Sicherheit gibt, ist das größte Übel, mit dem sie leben müssen: Sie sind Gewalt und plötzlichem Tod ausgesetzt, Hunger und Krankheit und sowohl Bedrohungen durch Mitmenschen als auch Naturkatastrophen. Wenn man ihnen ein so hohes und stabiles Maß an Sicherheit garantieren könnte, wie wir es genießen, dann würden wir vielleicht erstmals Zeugen eines wahrhaft weltweiten „Zivilisationsprozesses“. Denn, so Elias,

„Und wenn in diesem oder jenem Gebiet die Macht einer Zentralgewalt wächst, wenn über ein größeres oder kleineres Gebiet hin die Menschen gezwungen werden, miteinander in Frieden zu leben, dann ändert sich auch ganz allmählich die Affektmodellierung und der Standard des Triebhaushalts.“<sup>46</sup>

43 Michael Mandelbaum, 2006: *The Case for Goliath: How America acts as the World's Government in the Twenty-First Century*, New York: Public Interest.

44 Zu den Grenzen siehe die Karten in den Vorsatzblättern von Robert D. Kaplan, 2005: *Imperial Grunts*, New York: Random House. Inzwischen wurden diese abgeändert und umfassen ein neues US-Kommando Afrika.

45 Im Jahre 2004 hatten sie in 130 von 194 Ländern Stützpunkte (Chalmers Johnson, 2004: „America's Empire of Bases“, TomDispatch [www.nationinstitute.org], 15. Januar).

46 Norbert Elias, 1997: *Über den Prozess der Zivilisation*, Gesammelte Schriften Bd. 3.1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 371.

Mit zum Frieden „gezwungen werden“ meint Elias die Wirkung eines gleichbleibend konstanten und kalkulierbaren Drucks durch „Recht und Ordnung“ – eine Wirkung, die nicht durch den Abwurf von Bomben auf Menschen aus einer B-52 in 9.000 Meter Höhe zu erreichen ist.

Es fragt sich, ob eine endgültige Pazifizierung der Welt überhaupt möglich ist und ob diese langfristig eher durch das einsame Agieren der USA zustande gebracht werden könnte oder durch das gemeinsame Handeln aller Länder der Welt in multilateralen Organen wie den Vereinten Nationen. In absehbarer Zukunft jedenfalls steht die militärische Dominanz der USA außer Frage. Und es gilt auch, was schon ein alter Werbeslogan aus Zeiten des Vietnamkriegs besagt: „Krieg ist gut fürs Geschäft – warum investieren Sie nicht Ihren Sohn?“ Allerdings könnten die USA durch das schiere Ausmaß ihrer Militärausgaben am Ende selbst bewerkstelligen, was Behauptungen zufolge Präsident Reagan mit der UDSSR anstellte: ihren Kollaps herbeizuführen durch die ihre Ressourcen übersteigenden Rüstungsausgaben. Die Weisheit aus Präsident Eisenhowers Abschiedsrede an die amerikanische Nation von 1961 wird immer offenkundiger: Er warnte vor der zunehmenden Macht dessen, was er „den militärisch-industriellen Komplex“ nannte. Die militärisch-industriellen Interessen (zusammen mit anderen strategisch wichtigen Interessen wie Öl) haben jetzt anscheinend von der amerikanischen Regierung Besitz ergriffen. Deren Aktivitäten machen den Eindruck, als liefen sie den Erfordernissen für einen Zivilisierungsprozess der Welt genau zuwider. Die Amerikaner sind zwar nicht die einzigen Waffenlieferanten in den unbefriedeten Weltregionen, aber sie sind die größten. Solche Lieferungen werden offenbar häufig eingesetzt in der Absicht, verschiedene Rüstungsinteressenten gegeneinander ausspielen, beispielsweise aktuell im Fall des wieder angefachten Konflikts zwischen Sunniten und Schiiten durch die Amerikaner. Diese *Divide-et-impera*-Taktiken scheinen im Bereich kurzfristiger Interessen der USA zu liegen, aber sie führen in eine Richtung, die gerade nicht die Bedingungen für einen langfristigen Prozess der Zivilisation herstellen.

Aus mehreren anderen Gründen muss man bezweifeln, dass die gegenwärtige Strategie der USA zur Pazifizierung der Welt Erfolg haben kann. Erstens hat der Rest der Welt zwangsläufig etwas dagegen, unilateral von einer Monopolmacht beherrscht zu werden, über deren Machtausübung er praktisch keine demokratische Kontrolle hat. (Die Demokratie kommt verspätet ins amerikanische Weltreich – oder überhaupt nicht.) Amerikanische Gegner des Imperialismus wie Mark Twain und Carl Schurz haben bereits vor 100 Jahren dasselbe gedacht. Die USA, so meinten sie, könne langfristig nicht über die Einwohner ihrer Kolonien herrschen, ohne ihnen die Repräsentation zu gewähren. Entweder müsse man sie in die Unabhängigkeit entlassen oder ihnen die Staatsbürgerschaft verleihen und das Wahlrecht geben. Heute ist das Herrschaftsgebiet Amerikas viel ausgedehnter. Angesichts dieser Umstände könnten sich die US-Regierungen schließlich vielleicht doch zu der Entscheidung durchringen, die Strukturen der Vereinten Nationen zu nutzen.

Ein weiteres Problem besteht in den Selbsttäuschungen der Amerikaner sowohl

über ihr kollektives Selbst, als auch über die Welt jenseits der Grenzen der USA. Diese falschen Vorstellungen hängen, so meine Behauptung, mit der langfristigen Verschiebung der Machtbalance zwischen den USA und ihren Weltnachbarn zusammen. Die Erfahrung eines bedeutenden Machtvorsprungs wirkt sich bei manchen Menschen auf ziemlich spezifische Weise auf ihre Selbst- und Fremdwahrnehmung aus.<sup>47</sup> Dies lässt sich auf allen Ebenen beobachten, angefangen beim Mikrokosmos der Beziehungen – Ehepaaren zum Beispiel – bis hin zum Makrokosmos internationaler Beziehungen. Studien zeigen,<sup>48</sup> dass Frauen, die vor ihren gewalttätigen Partnern flüchten, viel mehr Notiz von ihren Männern nahmen als die Männer von ihnen, und dass Frauen sich viel stärker an die Wünsche und Bedürfnisse der Männer anpassten als die Männer sich an die der Frauen. Als die Frauen gebeten wurden, den Charakter ihres Partners zu skizzieren, taten sie dies mit einer beachtlichen Genauigkeit, mit Nuancenreichtum und viel Verständnis, während die Männer die Eigenschaften ihrer Frauen – außer mit Klischees über Frauen im Allgemeinen – nicht beschreiben konnten. Bei ungleichen Kräfteverhältnissen „versteht“ offenbar immer die schwächere Partei die stärkere jeweils besser als umgekehrt. Als gebürtiger Brite, der jetzt in Irland lebt, liegt es für mich auf der Hand, dass die Iren im Allgemeinen bis in die Einzelheiten gehende, fundierte Kenntnisse über die bevölkerungsreichere mächtige Nachbarinsel, das britische Zeitgeschehen und die Briten besitzen, während die Briten oft sehr wenig über die irische Politik wissen und – wenn es um „John Bulls andere Insel“ geht – gern in völlig veralteten Klischees denken. Milliarden gebildeter Leute außerhalb der USA wissen ungeheuer viel über Amerika, seine Verfassung, die Umgangsformen und die Kultur dort; all dies ist im Rest der Welt überaus sichtbar. Aber es ist, als blickten sie in einen venezianischen Spiegel. Denn der gewaltige Machtvorsprung bringt es offenbar mit sich, dass man aus der anderen Richtung nur eine Art schwarzes Loch sieht: Aus einer Unmenge an Studien geht hervor, dass sehr viele Amerikaner gar nicht klar sehen, was woanders vor sich geht. Sie neigen dazu, über die „Welt draußen“, wenn überhaupt, in stereotypen oder gar manichäischen Begriffen zu denken. Gore Vidal hat behauptet, es gebe „immer einen Furcht erregenden äußeren Feind, der aus Hass auf unsere Redlichkeit und unsere rosige Pausbäckigkeit danach giert, uns nächtens in die Luft zu sprengen“.<sup>49</sup> Es herrscht immer noch jener Mangel an kollektivem Selbstverständnis, auf den der Historiker David Potter bereits in den 1960ern aufmerksam gemacht hatte. Er stellte fest, dass es das „curious fate“ (sonderbare Schicksal) der Vereinigten Staaten sei, in

47 In dieser Passage beziehe ich mich nur implizit auf Norbert Elias' Modell der „Etablierten-Außenseiter-Beziehungen“; vgl. Elias, 2002: *Etablierte und Außenseiter*, übersetzt von Michael Schröter, Gesammelte Schriften Bd. 4, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, sowie Mennell, a.a.O., *The American Civilizing Process*, S. 311-314.

48 Bram van Stolk und Cas Wouters, 1987: *Vrouwen in tweestrijd*, Deventer: Van Loghum Slaterus.

49 Gore Vidal, 2004: *Imperial America: Reflections on the United States of Amnesia*, London: Clairview, S. 6. Übersetzung: Gore Vidal, *Die vergessliche Nation. Wie die Amerikaner ihr politisches Gedächtnis verkaufen*, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, S. 10.

der heutigen Welt einen gewaltigen Einfluss auszuüben, jedoch „without itself quite understanding the nature of this influence“ (ohne diesen Einfluss eigentlich selbst richtig zu verstehen).

„Im 20. Jahrhundert bildete sich in den Vereinigten Staaten die vielleicht erste Massengesellschaft heraus, aber der amerikanische Gleichheits- und Individualitätskult hinderte die Amerikaner daran, ihre Massengesellschaft realistisch zu analysieren. Sie behandelten sie, als ob sie einfach eine endlose Aggregation von fiktiven *Main Streets* in Zenith, Ohio wäre.“<sup>50</sup>

Ein anderes typisches Kennzeichen dieser Art Asymmetrie ist, dass Menschen in anderen Ländern der Welt teilweise dazu tendieren, die amerikanische Weltsicht in ihr kollektives Selbstbild mit aufzunehmen. Dies liegt an der weit verbreiteten Übernahme amerikanischer Stile und Eigenarten. Hierfür lassen sich drei zufällige Beispiele aus jüngster Zeit anführen:

1. Lange Zeit war Amerika dafür bekannt, dass es dort den wässrigsten Kaffee der Welt gab. Jetzt trinkt die ganze Welt ihren Kaffee bei Starbucks.
2. Ein folgenreicheres Beispiel wäre, dass das amerikanische Konzept der *victim impact statements*, die Aussagen von Hinterbliebenen von Mordopfern bei Gericht, in mehreren anderen Ländern eingeführt wurde – meines Wissens in Großbritannien, Irland und den Niederlanden. In Irland hat dies bereits zu ernststen Problemen geführt, als hinterbliebene Verwandte die Gelegenheit ergriffen, bereits vor der Urteilsverkündung Anschuldigungen vorzubringen, die im Verfahren selbst als unzulässig ausgeschlossen waren. Es handelt sich hierbei um eine populistische Praxis, die mit der Politisierung und mangelnden Unabhängigkeit der Justiz in den USA einhergeht. In Europa war es sonst üblich, dass sich Richter und Geschworene erst einmal mit allen zulässigen Beweisen befassen und dann *sine ira ac studio* ein Urteil und ein Strafmaß finden.
3. Die erstaunliche Erstürmung der Filialen der Northern Rock Bank in Großbritannien lässt sich wohl darauf zurückführen, dass das amerikanische Modell der Bankenregulierung bzw. vielmehr die mangelnde Regulierung übernommen wurde. Und dies, obwohl das amerikanische Bankensystem schon immer ausgesprochen unzuverlässig war, wohingegen das britische sogar während der Großen Depression seine sprichwörtliche Stabilität bewiesen hatte.

Ich möchte mit dem Vorschlag schließen, dass die Amerikaner doch eine kritischere Haltung in Bezug auf sich selbst und ihre Gesellschaft einnehmen sollten und der Rest der Welt ihnen mit einem freundlich gesinnten Skeptizismus dabei hilft. Denn

50 David M. Potter, 1968: „Civil War“, in: C. Vann Woodward (Hrsg.), *The Comparative Approach to American History*, New York: Oxford University Press, S. 135-145. „Main Street“ ist ein stehender Begriff für die Masse der einfachen Leute gegenüber der Oberschicht, bzw. bestimmten Eliten (etwa der „Wall Street“). In seinem Roman *Main Street* (1920) hat Sinclair Lewis diese einfachen Leute portraitiert. „Zenith, Ohio“ ist dementprechend der fiktive Name eines Provinzstädtchens – er taucht in *Babbitt* (1922) auf, einem anderen berühmten Roman von Sinclair Lewis.

amerikanische Modelllösungen sind keine Patentrezepte. Sie lassen sich nicht in jeder Küche und von jedem Koch mit dem gleichen Erfolg umsetzen. Sie sind eher Zeichen der amerikanischen Pfadabhängigkeit, wie das Festhalten an der Standardspurweite der Eisenbahn von 4 Fuß 8½ Zoll, an der QWERTY-Tastaturbelegung oder dem Betriebssystem Windows, als perfekte nur vorstellbare, für alle Zeiten gültige Lösungen.

Zu Beginn der Besiedlung durch die Europäer bemerkte John Locke angesichts des Potenzials der vermeintlichen Wildnis: „Thus in the beginning, all the World was America.“<sup>51</sup> Seitdem haben die immensen Errungenschaften Amerikas – in Technologie, Wissenschaft, Staatswesen und Kultur – dazu beigetragen, die Welt zu verwandeln, und zwar sehr oft zum Guten. Gelegentlich sieht es so aus, dass auch am Ende die ganze Welt Amerika sein wird. Doch es gibt viele Menschen auf der Welt, die sich vor dieser Aussicht fürchten. Zudem hat Amerika in Bezug auf seine absolute Macht nun den Zenit wohl überschritten. Und Mächte, mit denen es relativ bergab geht, reagieren sehr empfindlich auf Demütigungen. Unabhängig davon, dass der 9. September ein Massenmord war, ein Angriff, der die Welt schockierte, kam er – wie intendiert – doch einer Demütigung der USA als Nation gleich. Die Antwort der amerikanischen Regierung wies viele der Charakteristika auf, die Thomas Scheff „shame-rage spirals“ (Scham-Wut-Spiralen) nennt.<sup>52</sup> Wenn die USA in Zukunft Demütigungen erleiden müssen und in ähnlicher Weise reagieren, werden sie zu einer Gefahr, mit der die Welt dann erst noch zurechtkommen muss.

Eine Generation vor uns resümierte Norbert Elias die von den Kolonialmächten des vergangenen Jahrhunderts erlittenen nationalen Traumata:

„Das verzweifelte Festhalten von Franzosen, Holländern, Belgiern, Portugiesen und anderen Europäern an ihrem Kolonialreich und die Niederlagen, die sie erlitten und erleiden, die traurigen, lebensvergeudenden Rückzugsgefechte, die Bitterkeit des verlorenen Traumes von der eigenen Weltmacht, alles das sind Stationen auf dem gleichen Leidensweg, Stationen der Anpassung an die Minderung der eigenen Macht und die Transformation des Bildes, das man von sich als Nation hat, des eigenen Wir-Ideals und der eigenen Werthaltung, die damit zusammenhängt. Man denkt mit Schaudern an die Zeit, wenn die wachsende nationale Hybris der gegenwärtigen Großmächte, der Russen, der Amerikaner und der kommenden Chinesen den entsprechenden Anpassungsproben ausgesetzt sein wird. Die Menschheit ist zu vielfältig und die Völker der Nationalstaaten zu selbstbewußt geworden, um sich auf die Dauer von einer einzigen Macht beherrschen zu lassen. Noch immer wachsen die Bäume nicht in den Himmel. Wieviel Menschen werden sinnlos sterben müssen, ehe man dessen gewahr wird?“<sup>53</sup>

51 John Locke, 1960 (1690): *Two Treatises of Government*, New York: Mentor, Second Treatise, Sec. 49.

52 Thomas J. Scheff, 1994: *Bloody Revenge: Emotions, Nationalism and War*, Boulder, CO: Westview.

53 Norbert Elias, „Nationale Eigenheiten“, a.a.O., S.113.